

Interkultureller/-religiöser Dialog: Gefahr oder Chance?

Die nach wie vor verbreitete Haltung und Hoffnung „es wird schon irgendwie werden“ gegenüber den zunehmend nicht mehr auf eine Rückkehr bedachten, von unserer Wirtschaft angeworbenen türkischen Arbeitnehmern und ihren Familien wurde erst vor wenigen Jahren durch zunehmende Integrationsbemühungen von verschiedenster Seite durchbrochen. Nachfolgend soll von dieser Hauptgruppe unserer zugewanderten Bevölkerung als türkischstämmige Migranten oder nur Migranten die Rede sein. Die Bemühungen einzelner Gemeinden zur Verbesserung der Kommunikation und des sozialen Miteinander zwischen der ansässigen Bevölkerung und den Migranten sind noch sehr auf einzelne Programme wie Sprachkurse, Hausaufgabenhilfen und interkulturelle Feste beschränkt. In den 80-er und 90-er Jahren haben sich zahlreiche türkische kulturelle Vereine und Moscheegemeinden etabliert. Noch sind jedoch Kontakte und Begegnungen zwischen ihnen und den deutschen Vereinen und christlichen Gemeinden nicht wirklich in Gang gekommen.

In den letzten Jahren etablierten sich interkulturelle und –religiöse Dialoggruppen. Sie wurden mehrheitlich in privater, ehrenamtlicher Initiative und gelegentlich auch in offizieller Vertretung (Weise?) von Kirchen und Moscheegemeinden initiiert. Es hat sich gezeigt, dass die Arbeit dieser Dialoggruppen mit großen Widerständen konfrontiert wird. Wir haben in vielen Jahren des Nebeneinander festgestellt, dass wir uns gegenseitig nicht unbedingt brauchen und uns gegenseitig oft nicht attraktiv finden.

Die ansässige deutsche Bevölkerung begegnet den Migranten oft mit Misstrauen. Sie befürchtet, dass die Interessengruppen der türkischen Bevölkerung rechtliche Vorschriften äußerlich anerkennen, dass sie die vorhandenen Freiräume der Verfassung jedoch nutzen, um sich Sonderrechte zu sichern, Eigenkulturen in Bindung an die Türkei zu bilden und das Leben zu islamisieren (oder anders formuliert hier eine eigene islamische Kultur aufzubauen). Der religiöse Dialog wird zwar von den hiesigen Kirchenleitungen als Aufgabe unserer Zeit begrüßt, in den Gemeindeleitungen vor Ort begegnet man ihm noch mit Misstrauen und zurückhaltend, vielleicht nach dem Motto: wo soll ein Dialog der Basis hinführen, wenn er auf der Führungsebene nicht stattfindet oder keine erkennbaren Perspektiven zeigt? Aktive Gemeindeglieder sind ohnehin mit innerkirchlichen Aufgaben eingedeckt. Wer aktiv sein möchte, sollte sich zuerst in der eigenen Gemeinde engagieren.

Die zugewanderte türkische Bevölkerung neigt zum einen dazu, sich gegenüber der Mehrheitsbevölkerung unter Anpassungsdruck zu sehen, ungerecht behandelt und benachteiligt zu werden. Zum anderen bemühen sie sich traditionelle Rollen, Hierarchien und Werte als türkische Identität in der Diaspora zu bewahren. Aus diesem Blickwinkel erscheinen Bereiche westlicher Verhaltensweisen und Werte als dekadent und damit als Gefahr für die eigene Identität. Festgefügte, oft fundamentalistische Positionen in Vereinen und Moscheegemeinden lassen erkennen, dass diese die Deutungshoheit (Entscheidungshoheit?) über die hier lebenden Muslime beanspruchen.

Auf diesem Hintergrund müssen drei sehr grundlegende Tatbestände verdeutlicht werden.

1. Noch immer sind die Bildungschancen der meisten Grundschul Kinder aus Migrantenfamilien auf die Haupt- und Sonderschulen beschränkt. Solange diese Weichenstellungen so einseitig verlaufen, bleiben andere Integrationsbemühungen weithin eingeschränkt und im Extremfall erfolglos auf der Strecke.
2. Im kulturellen – religiösen Bereich gibt es nur wenige Bemühungen, den Dialog zwischen Moscheen und christlichen Gemeinden sowie zwischen türkischen und deutschen kulturellen Vereinen voranzubringen. Die Mehrheit der Mitglieder abrahamitischer

Religionen (ob jüdisch, christlich oder muslimisch) kann nur mit Mühe mit der Herausforderung umgehen, die eigene Religion für sich als richtig und wahr zu halten und gleichzeitig andere Religionen auf „gleicher Augenhöhe“ anzuerkennen und ohne die jeweils anderen als Teilwahrheiten zu vereinnahmen.

3. Wir können uns in einem Dialog nur näher kommen,

- wenn wir **authentisch** sind, d.h., wenn wir wissen, wer wir sind und sein wollen (die eigene Tradition kennen und diese auch persönlich kritisch reflektieren). Es erfordert auch, fähig und bereit zu sein, die eigene Situation und die der Dialogpartner nüchtern in den realen, aktuellen und gegenwärtigen Bedingungen wahrzunehmen, nicht emotionalen oder ideologischen Wünschen zu folgen.
- wenn wir dabei unsere Position ändern gegenüber **nicht absolut** setzen, so wichtig wir diese selbst auch immer erfahren mögen. Nur so können wir andere in ihrer Identität akzeptieren. Es ist wichtig, dass wir unsere unterschiedlichen Ausgangslagen durch Sozialisation und Tradition berücksichtigen, sie für unsere eigene Identität bewusst machen und bei unseren Dialogpartnern/Innen respektieren
- wenn wir bereit sind **zuzuhören** ohne zu bewerten, mit Geduld und Ausdauer kleine Schritte der Verständigung zu tun.

Noch sehen Gemeindeleitungen im interkulturellen/-religiösen Dialog häufig die Gefahr, dass die am Dialog Beteiligten den eigenen Glauben relativieren, oder dass sie sich nach ihrem Geschmack eine eigene Welt mit „Glaubenselementen“ aus verschiedenen Religionen bauen, statt ihren Glauben vertiefend und überzeugend zu leben. Dabei läge es eigentlich auf der Hand, und dies hat sich zuweilen auch schon gezeigt, dass ein ehrlicher Dialog gerade mit der Frage konfrontiert, was die eigene Glaubenstradition sagt und in Wirklichkeit bedeutet, und wo wir selbst persönlich stehen. Ein Dialog - ob interkulturell oder religiös - funktioniert nur auf der Basis der jeweils eigenen Identität und Erfahrung, bzw. er fordert dies heraus. Warum sollten wir uns vor dieser Chance fürchten? Fördern wir nicht gerade das, wovor wir Angst haben, wenn wir dem Dialog misstrauisch ausweichen: eine Verhärtung (Fundamentalisierung) von Positionen einerseits, eine Erosion durch Verzicht auf offene Reflektion andererseits?

Der Dialog, wie er in den allermeisten interreligiösen Dialoggruppen angestrebt wird, ist vorwiegend als „**Dialog von unten**“ gedacht: nicht in erster Linie als Verständigung über geglaubte Wahrheiten, Wissens- und Wertesysteme an, d.h. inwieweit verschiedene religiöse Lehren oder kulturelle Traditionen gemeinsame Wahrheiten und Werte beinhalten oder sich gegenseitig widersprechen. Dialog ist hier an erster Stelle als persönliche Begegnung gedacht: zu erfahren und mitzuteilen, wie wir das Leben annehmen; oder anders gesagt: uns gegenseitig anzuvertrauen in der Frage, worin der Anker, der Schlüssel unserer Überzeugungen liegt, nach denen wir das Leben bewerten.

Wir orientieren uns verständlicherweise immer in gewissem Maße an kollektiv festgelegten oder gehandelten Werten. Der Akzent liegt jedoch auf den Fragen: wer bin ich, wie gehe ich mit dem Leben um und weshalb; was motiviert mich, das Leben so zu leben, wie ich es lebe, anständig und solidarisch zu sein etc. Wir stoßen dabei, mal weniger mal mehr auf **Grenzen bzw. an Orientierungslinien**, die in der eigenen Sozialisation begründet sind oder die wir aus unserer Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft respektieren. Es ist wichtig, dass wir unsere unterschiedlichen Ausgangslagen durch Sozialisation und Tradition berücksichtigen, sie für unsere eigene Identität bewusst machen und bei unseren Dialogpartnern/Innen respektieren.

Der Dialog, den wir anstreben, setzt im Grunde voraus, dass wir bewusst unser Leben mit all den Fähigkeiten und Beschränkungen als anvertraut und als Geschenk annehmen, nicht als Besitz, nicht als verdienstvolle Leistung, nicht als Strafe und Versagen. Dialog, in dem wir

uns anvertrauen im Zuhören und Mitteilen geschieht im Vertrauen, ist freiwillig und ein Geschenk, ein Weg der Herzen.

Die **Wurzel und das Ziel der Gemeinsamkeit**, die wir auf diesem Dialogweg zueinander erfahren, erleben wir darin, dass wir in dem einen Lebensquell, Lebensgrund oder „Gott“ verknüpft sind, gewollt und eingeladen.

Alois Weidacher, Unterschleissheim (www.kultur-religion-dialog.de)